

# Der Negerstaat Liberia und sein schweizerischer Erforscher Dr. Johann Büttikofer

Autor(en): **Walser, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572764>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Negerstaat Liberia und sein Schweizerischer Erforscher

Dr. Johann Büttikofer.

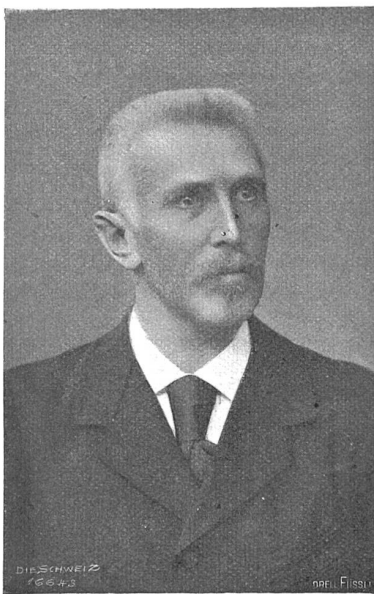
Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit einer Kunstbeilage und achtzehn Abbildungen im Text.

Eines der machtlosesten, aber gewiß auch merkwürdigsten Staatsgebilde der Gegenwart ist die Negerrepublik Liberia an der afrikanischen Westküste, in deren Hinterland, wie wir in Nr. 13 des vorigen Jahrgangs S. 309 f. leider zu berichten hatten, der Berner Dr. Walter Bolz sein junges Leben im Dienste der Wissenschaft eingebüßt hat\*). Während wir noch immer mit Spannung auf die Herausgabe der Tagebücher Bolzens warten, von denen jüngst verlautete, daß sie endlich in den Besitz der Angehörigen gelangt und in vielversprechender Weise bis zum zweitletzten Tage vor der Katastrophe geführt seien, dürfte es am Platze sein, Land und Volk Liberias in Kürze zu skizzieren. Da nun die Quelle, aus der diese Skizze geschöpft werden soll, das Reisewerk des Herrn Dr. Johann Büttikofer, des Direktors des Zoologischen Gartens zu Rotterdam, ist\*\*), so werden wir eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, indem wir zum Schlusse den Versuch wagen, dem Leser einen Begriff von dem bisherigen Lebenswerke eines seit vielen Jahren im Ausland weilenden, um die Wissenschaft hochverdienten Landsmannes zu geben. Nur wolle man durchaus nicht eine wissenschaftliche Abhandlung, wie sie der Feder eines Fachgelehrten vorbehalten bleiben muß, sondern bloß eine für den Laien bestimmte Orientierung erwarten.

Der Gedanke, befreite Negerklaven zur Wiederansiedlung nach Afrika zu führen, gehört schon dem achtzehnten Jahrhundert an und ist 1785 zum ersten Mal, und zwar von Seiten Englands, zur Ausführung gebracht worden, indem eine Anzahl von Negern dieser Art in Sierra Leone angesiedelt wurde. Noch jetzt heißt der damals gewählte Ort Freetown. Aber erst die nordamerikanische Antislavereibewegung sollte den Gedanken zu dauernder Verwirklichung führen. 1817 entstand in Washington die Kolonisationsgesellschaft zur Ansiedlung freier Farbiger der Vereinigten Staaten. Etwas östlich von Freetown, an der damals noch nicht okkupierten Pfefferküste fanden die ersten Versuche statt, begann die Leidens- und Heldengeschichte, wie sie keinem jungen Staate und so auch Liberia nicht erspart blieb. Die Insel Sherbro ward 1820 ein Massengrab des ersten Transports. Im Dezember 1821 erreichte eine neue Sendung das Cap Mesurado, wo von den Häuptlingen der Eingeborenen ein Küstenland von

130 Meilen Länge und 40 Meilen Breite um einen Kram von Waren, ein paar Gewehre, Tabak, Glasperlen, Stoffe, Eßgeräte, Kleider, Werkzeuge, Lebensmittel zc. eingehandelt wurde. Hier wurde auf dem sanften Rücken des hochansteigenden Vorgebirges die erste Stadt und spätere Hauptstadt Monrovia gegründet. Die Geschichte Liberias begann mit Kämpfen der befreiten gegen die freien Neger. Ashmun, einer der Agenten der Gesellschaft, die in der ersten Zeit den Haufen leiteten, mußte wie ein Feldherr Verteidigung, Befestigung, Angriff besorgen. In dieser Zeit entstand sofort der Gedanke an Selbstverwaltung. Man kaufte neues



Dr. J. Büttikofer

Land und nahm Eingeborene als Schutzbefohlene, nach ihrer Befehlung zum Christentum als Bürger an. Dazu kamen immer neue Transporte aus Amerika und Scharen aus den Händen der Sklavenhändler erlöster Neger aus verschiedenen Gebieten der Westküste. 1823 hatte Liberia sein Selbstgovernment; schon 1847 erlangte es durch förmliche Anerkennung seitens der Union, später auch der übrigen Staaten, seine volle Unabhängigkeit. Daß seine Verfassung derjenigen der Vereinigten Staaten nachgebildet wurde, war nichts als natürlich. Ein Präsident leitet mit einigen Ministern die Exekutive. Das stimmfähige Volk wählt den Präsidenten und eine Legislative, bestehend aus Senatoren und Repräsentanten. Zur Wahlfähigkeit eines Senators gehört ein Vermögen von 200 Dollars, für einen Repräsentanten genügen 150 Dollars. Kein Weißer darf Grundbesitz erwerben oder ein Staatsamt bekleiden. Vier Regimenter Infanterie bilden die Wehrmacht, zu der im Prinzip jeder Liberianer vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Altersjahre beizutragen hat. Auch die richterliche Gewalt ist nach liberalen Grundsätzen aufgebaut, ebenso das Erziehungs- und Kirchenwesen. Liberia ist in der Folgezeit mehreren internationalen Staatsverträgen, so auch dem Weltpostverein beigetreten. Die schwachen Seiten der Entwicklung des Staates blieben bis heute die Finanzlage und die Aufrechterhaltung der Staatsgewalt in den Grenzgebieten. Beides ist leicht begreiflich. Es liegt nicht im Wesen des freien Negers, sich an harte Arbeit hinzugeben, und wenn nun sein Staat trotzdem ehrlich nach den Segnungen der Zivilisation strebt, sind chronische Defizite unvermeidlich. Die Schwäche der Finanzen aber erlaubt keine irgendwie kostspielige Machtenfaltung nach außen.

Als Land ist Liberia ein Paradies — für Neger. Seine 500 km lange Küstenlinie schneidet schräg den fünften Grad der nördlichen Breite. In großartiger Einförmigkeit zieht sie dahin, meist mit Sanddünen oder

\*) Von Dr. Walter Bolz brachte „Die Schweiz“ Bd. VII 1903 S. 420 ff. den Aufsatz „Malalische Tänze am Kawa“ mit drei Originalabbildungen. A. b. N.

\*\*) J. Büttikofer, Reisbilder aus Liberia. Bd. I Reise- und Charakterbilder. Bd. II Die Bewohner Liberias. Tierwelt. Leiden, G. J. Brill, 1890. Dies Werk ist bis heute die Hauptquelle über Liberia, sowohl in zoologischer und botanischer als in ethnographischer Hinsicht.

wellenförmigen Parallelzügen von festem Boden ein niedriges flaches Küstenland verbergend. Kaum da und dort eine unbedeutende Bucht, eine nicht ganz mit Sandbarren verschlossene Flußmündung, einige winzige Küstenseinseln. Überall und ununterbrochen schlägt das Meer mit ungewöhnlich starker Brandung an dies Land, das indes in seiner plumpen Form aller dieser Angriffe zu spotten scheint. Kaum wird hier je der Bewohner der Küstenregion zu kühner Seefahrt, zu spekulativer Handelsunternehmung verlockt werden; das Meer gähnt leer, es bietet keine Vorteile für ein Volk, das zur Schifffahrt erst erzogen werden müßte.

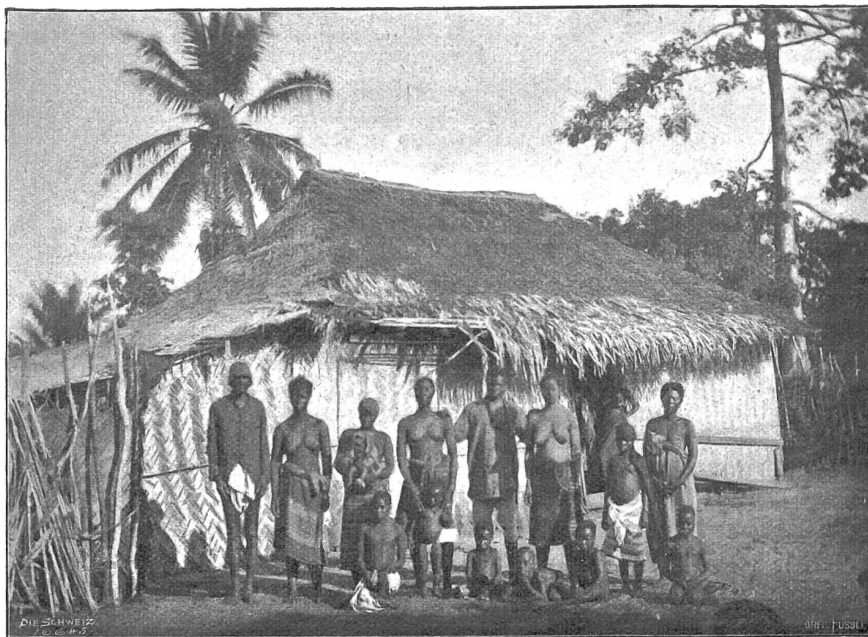
Aber was der Neger braucht, heiße Sonne, üppiger Boden, Wasser in Fülle von einem feuchten Himmel, ist Westafrikas Küste genug gespendet. Nur zwischen 24 und 33 Grad Celsius schwanken im Jahr die Temperaturen; vom April bis zum Dezember dauert alljährlich die Regenzeit. Herrlich reißt sich auf dem Sande der hohe gewaltige Wollbaum; gotische Haine bilden die wilde Weinpalm und die fruchtschwere Delpalm auf dem tief verwitterten Granit; unentwirrbar ist der giftausherbende Urwald der Mangroven mit ihren Stelzwurzeln über alle, dem Gezeitenhochwasser des Meeres noch erreichbaren Flachböden der Küste gebreitet; hohes Wildgras wogt auf trockenern Strecken in steppenähnlichen Gefilden, bis alljährlich in der Trockenzeit der Neger darin ein Feuer entfacht, das ihm mühelos das Wild zutreibt. Landeinwärts umschließen bläuliche, dicht be-

waldete Bergmassen den Horizont. Das ist der von den Flußtäälern nur wenig zerschnittene Abfall des hohen innern Tafellandes, ein breiter, vom urwüchigen Hochwald bedeckter Landstreifen, durch den die Flüsse in zahllosen Gräben, da und dort über gigantische granitene Klippen hinweg in Stromschnellen und Wasserfällen rauschend, dem Meere zufließen. Wer diesen Urwaldgürtel durchschreiten kann — keinem Europäer ist es bis jetzt im eigentlichen Liberia ganz gelungen — trifft auf ein neues Land, zu dem die Forschung auf dem Wege von innen, vom Niger her vordrang, auf das baumarme, aber grasreiche Gebiet der Mandingo-Ebene, mehr als 1000 m über dem Meeresspiegel sich ausbreitend. Auf dieser Fläche verzeichnen die Karten sowohl die Quellen der Liberiaflüsse als die zahlreichern des Einzugsgebietes des Niger. Ueber die Zugehörigkeit dieses Mandingolandes zu Liberia kann man verschiedener Meinung sein, da sie tatsächlich in keinerlei politischem Zusammenhange mit dem Küstenlande stehen. So können denn auch die Angaben der offiziellen Statistik, daß unser Liberia auf rund 95,000 km<sup>2</sup> 1,5 Millionen Bewohner zählt, nur sehr problematischen Wert beanspruchen.

Nur etwa 20,000 Einwohner der Küstenstriche bilden als „Anglo-Liberianer“, d. h. als Neger von amerikanischer Abkunft, den Kern des Staates, alles übrige sind Eingeborene. Wie viele von diesen durch Unterwerfung unter die Gesetze der Republik, insbesondere durch



Aus Liberia. Die Hauptstadt Monrovia; Ashmun Street mit Methodistische.



Hus Liberia. Haus in Krootown bei Monrovia mit einer Gruppe von Kru-Negern.

Annahme des Christentums, eigentliche Schützlinge und Bürger zweiten Ranges geworden sind, entzieht sich vorläufig genauerer Schätzung. Die außerordentlich geringe Zahl von Amerikanern, die in neuerer Zeit die Rückkehr in die „Heimat“ unternommen hat, kann wohl in Parallele gestellt werden mit der geringen Neigung, die sich bei den Israeliten für die Wiederansiedlung in Palästina kundgibt.

Weitaus die meisten Anglo-Liberianer leben vom Pflanzenbau. Mit einem gewissen Stolz nennen sie sich Farmer, obschon ihr Grundbesitz und ihr Betrieb von nur sehr geringem Umfang zu sein pflegen. Der Boden bringt Kultur- und wildwachsende Nutzpflanzen in verschwenderischer Fülle hervor: wozu also sich übermäßig anstrengen? Die stolze Delpalme liefert aus ihrem reichen Fruchtbestande das Palmöl, das zur Butter- und Seifenbereitung benutzt wird. Der Saft des angebohrten Palmstammes ist Palmwein. Die Weinpalme (*Raphia vinifera*) versteht den Liberianer durch ihre langen zähen Blattwedel mit einem vorzüglichen Bast zum Flechten von Matten für Lüre, Wände und Fußböden. Der Stinkbaum liefert die Kolanuß, die wegen ihrer die Absonderung der Schleimhäute befördernden Wirkung von den Westafrikanern leidenschaftlich gern gekaut wird. Unter den Körnerfrüchten spielt nur der Reis eine gewisse Rolle; aber mächtige Stärkemehl haltende Knollen der Arten Batate, Pfeilwurz und besonders des Maniok ersetzen mehr als genug das fehlende Getreide. Mango, Orange, Zitrone und Banane sind die wichtigsten Obstarten; der Kakao- und der Kaffeebaum sind in vortrefflichen Sorten vertreten. Der Anglo-Liberianer wirft sich mit Vorliebe auf die Kaffee- und Zuckerrohrkultur, obschon er dabei gezwungen wird, Nahrungsmittel einzukaufen. Da die Plantagenkultur nicht im großen Maßstab betrieben wird, rentiert sie kaum; der Neger will aber lieber ein armer schuldengeplagter Herr als ein

wohlhabender Bauer sein. Der auswärtige Handel liegt zum größten Teil in den Händen holländischer und deutscher Firmen, deren Faktoreien der Küste nach verteilt sind. Viehzucht ist fast gar nicht vertreten.

Obschon sich die Staatslenker von Liberia naturgemäß das Ziel gesetzt haben, die große Masse der Eingeborenen der Zivilisation zuzuführen, ist darin bis heute nur wenig erreicht worden. Man hat mit Recht gewalttame Einmischungen in die Verhältnisse der alten Bewohner vermieden; ihre Dörfer (towns) liegen oft in Sicht der Farmen, ja, der Küstentstädtchen der Zugewanderten, und doch hat sich das eigentümliche, bald stille, bald lärmend kriegerische Leben in ihrem Bereiche nicht verändert.

Liberia ist, ohne es zu wollen, im Gegensatz zu den Kolonien der europäischen Industrie- und Herrenstaaten ein Asyl für altafrikanisches Volkstum geworden. Um so aussichtsvoller gestalten sich hier noch heutzutage ethnographische Forschungen.



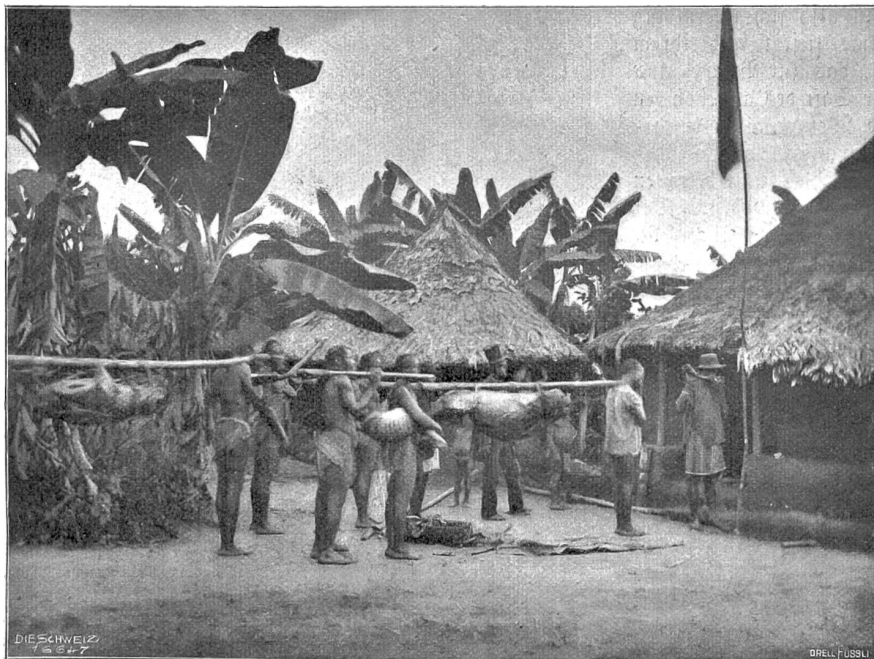
Hus Liberia. Im Bananenswald am Stockton Creek.

Die Neger des Küstenlandes gehören zur Gruppe der dunkelfarbigen, auf niedriger Kulturstufe stehen gebliebenen Westafrikaner und unterscheiden sich scharf von den das Hinterland bewohnenden Mandingo, die zu den hellern, mit mittelmeerischer Rasse vermischt und seit Jahrhunderten dem Islam beigetretenen Sudannegern gehören.

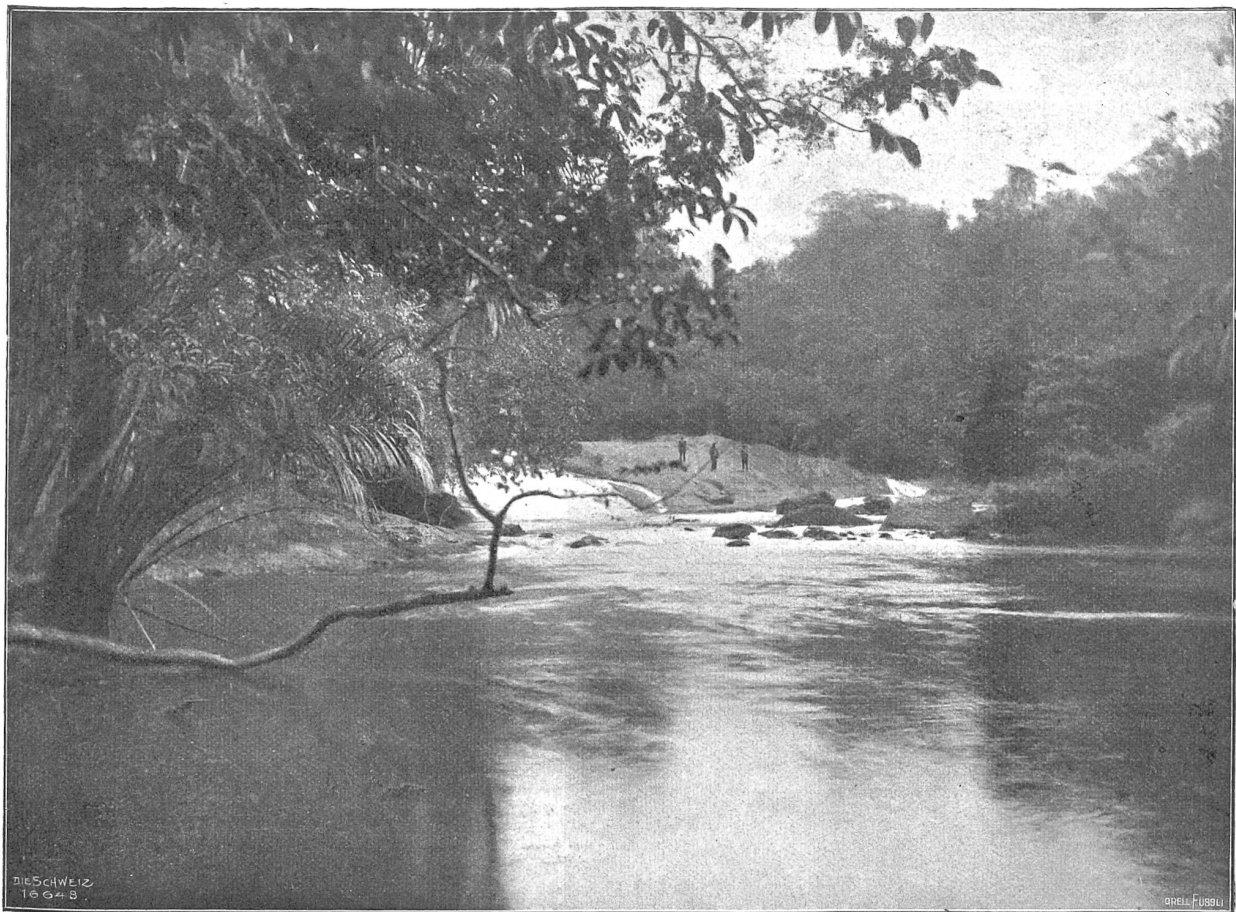
Durch Urwald im Rücken und das Meer in der Front vor stärkerer Berührung mit der Außenwelt geschützt, konnten die Küstenneger im ganzen ungestört ihr Leben fristen, ein Leben, dessen Entwicklung, im Kreise laufend, immer wieder zu demselben nur unmerklich verschobenen Punkte zurückzukehren scheint. Es sind viele Stämme mit eigener Sprache vorhanden, unter denen die Wey, Bassa und Kru, weil zunächst dem Meere wohnend, am meisten mit dem Staate und dem größern Verkehr in Berührung sind. Es gibt jedoch keine durchgehende feste Organisation der Stämme; diese zerfallen vielmehr in zahlreiche Sippen, deren jede ein Dorf oder einen Weiler bewohnt, wo ein Häuptling, mit viel Gewalt ausgestattet, regiert. Da und dort beansprucht ein solcher — in diesem Falle nie, ohne sich den Titel eines «king» beizulegen — die Herrschaft über eine ganze Gegend; die Dorfhäuptlinge sind dann seine Beamten oder Vasallen und begnügen sich mit der Ehre eines «chief». Die Dörfer der Herrscher sind vielfach mit ansehnlichen Befestigungen umgeben. Es sind dies mehrfache Ringe von Pfahlwänden und Gräben, in die spitze Pfähle gesteckt sind, beide die eng zusammengebrängte Schaar der meist kreisrunden und mit konischem Dache bedeckten Stroh- und Mattenhütten umgebend. Wald, Buschwerk oder Steppe umgibt weithin jedes Dorf, das mit seinem kleinen Kulturareal wie eine Oase inmitten der wilden Pflanzenwelt eingeschlossen ist. Nur mannsbreite Pfade laufen durch die Wildnis zu den Nachbarhöfem, zu den Jagdstellen, zu den Fundorten irgendwelcher nutzbarer Naturerzeugnisse. Mit einer Spitzhacke bearbeitet die uner-

müdlige Negerin, oft das kleine Kind im Wickel ihres Hüfttuches mittragend, die vom Unkraut und den Tieren schwer bedrohten Maniok- oder Bananenfelder. Der Mann aber widmet sich dem Erwerb der tierischen Nahrung durch Jagd und Fischfang, der Verfertigung gewerblicher Gegenstände, dem Tauschhandel, der Dorfpolitik, der Gewinnung von Sklaven durch Krieg oder Tausch. Der Anlaß zu Kleinkriegen zwischen den einzelnen politischen Gruppen sind zahlreiche. Ein entsprungenen Sklave hat bei den Nachbarn Schutz gesucht, und man gibt ihn nicht heraus. Oder ein fremdes Stammesgebiet ist unrechtmäßig betreten worden, oder der Aberglaube hat die Gemüter erhitzt. Die Kriege sind schleichend und grausam. Verwüstungen der kleinen Orte eröffnen sie. Dann folgt eine lange Belagerung der Hauptstadt, die man endlich durch einen nächtlichen Ueberfall zu beendigen versucht. Grausame Vernichtung des Menschenlebens und Fortführung der leistungsfähigen Gefangenen als Sklaven sind für einmal das Ende. Die Sklaven werden nur im Anfang ihrer Laufbahn streng behandelt, an Ketten und Pflock gelegt und zu häuslichen Arbeiten verwendet. Sind sie in ihr Los ergeben, so nehmen sie an dem gewöhnlichen Leben der Sippe teil. Früher, als der Sklavenerport auf europäischen Schiffen blühte, lohnte es sich für die Gewalthaber, Hunderte von Sklaven gleich Haustieren in besondern Sklavenstädten zu halten. Noch zu Büttikofer's Zeit gab es einzelne solcher Städte.

Von den durch uralte Sitte vorgeschriebenen und auch heute noch so gut als möglich festgehaltenen Gebräuchen der Liberiaeingeborenen sei nur einiges Wenige hervorgehoben. Ihre Sippe ist eine große Familiengruppe unter einer angestammten Häuptlingsfamilie. Polygamie ist überall gestattet; doch machen nur die Mächtigen davon einen ausgiebigen Gebrauch. Stirbt ein Ehemann, so erbt dessen ältester Bruder seine Frauen und Kinder. Die Kinder, in den ersten Jahren ganz und gar der Obhut der Mutter überlassen, bekommen um das zehnte Jahr eine eigenartige Unterweisung im sogenannten Zauberswald (Gree-gree-bush der Anglo-Liberianer). Es sind dies für Knaben und Mädchen getrennte Waldlichtungen in der Umgebung des Dorfes. Dort bekommen die Knaben einen etwa einjährigen Unterricht in der Handhabung der Waffen, in Tanz, Marsch, Schleichen durch Gras und Wald u. c. Sie gehen völlig nackt. Alte Männer sind die Lehrmeister. Nächsterweile werden Diebstahlszüge in die Dörfer unternommen. Dazu kommt, wenn nicht schon früher vorgenommen, beim Eintritt in den Gree-gree die Beschneidung, vor dem Verlassen die Eintatuierung der Stammeszeichen in die Stirn oder die Lenden. Der Mädchenzauberswald steht unter der Leitung von Frauen. Dort



Aus Liberia. Büttikofer's Wohnung in Hill Town am Du Queah River; Heimkehr mit der Jagdbeute (Liberian. Flußfisch).



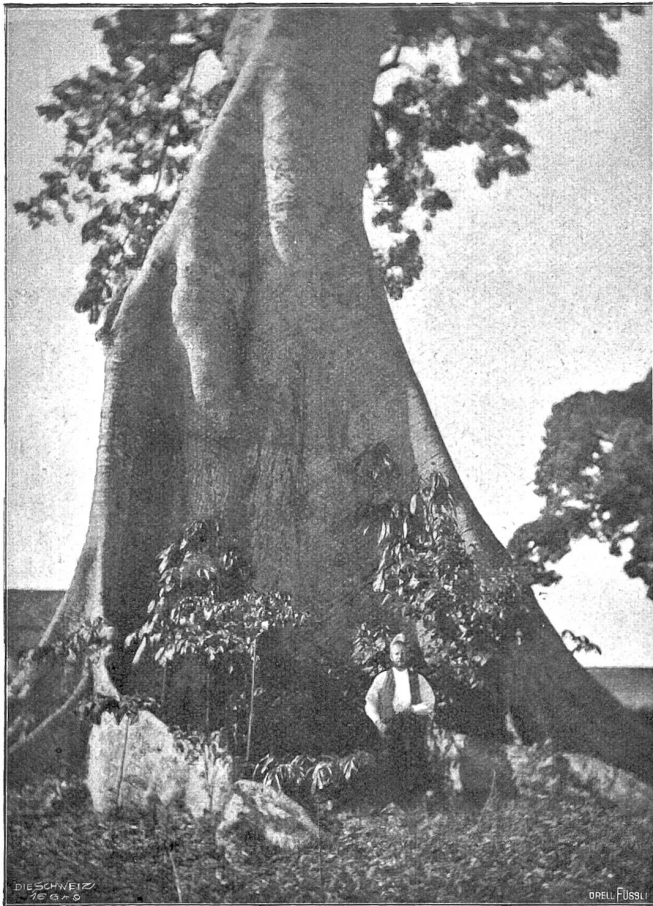
Aus Liberia. Du Lucah River; der erste Wasserfall.

lehrt man Gefänge, Spiele und Tänze und die Feldarbeit. Die Gefänge haben erotischen Inhalt. Kommt der Jüngling oder die Jungfrau aus dieser Lehrzeit wieder in den Kreis der Familie, so geben die maskentragenden Lehrmeister ein großes Fest, zu dem von nah und fern die Menge herbeiströmt. Das Betreten des Zauberwaldes ist selbst den Eltern der Kinder strenge verboten, ebenso den Insassen des männlichen Kreises jeder Verkehr mit ihrem Dorfe. Die Ehe ist eine Kaufehe, wobei der Preis an die Eltern oder Vormünder des Mädchens bezahlt wird. Während Verstöße gegen die Zauberwaldgebräuche sehr strenge bestraft werden, wird die Ehe nicht sehr heilig gehalten. Nur Ehebruch von Frauen mit Sklaven wird hart geahndet; in andern Fällen aber kann das Vergehen leicht durch Bezahlung von Entschädigungen gesühnt werden.

Einen zwar nicht andauernden, aber im Moment tief erschütternden Eindruck macht auf diese Naturkinder das Sterben. Die Todkranken werden aus der Hütte in einen offenen Schuppen getragen, und rings um sie knieen schluchzende Frauen. Ist der Tod eingetreten, so bricht der Schmerz der versammelten Menschen in elementarster Weise aus. Die Leiche wird erst der Erde übergeben, wenn sämtliche Verwandte von nah und fern sich eingefunden haben. Inzwischen ruht sie, in Stoffe gewickelt, auf einer rostartigen Bahre, unter der ein kleines Feuer unterhalten wird, um sie möglichst aus-

zutrocknen. Der Tod wird häufig einem bösen Zauber zugeschrieben, den ein Feind der Familie angewendet haben soll. Bald bezeichnet die „öffentliche Meinung“ den Schuldigen. Er wird festgenommen und muß sich rechtfertigen, indem er sich einer Art von Gottesurteil unterzieht, das meist im Austrinken des Giftbechers besteht. Gelingt es ihm, den Trank zu erbrechen, so gilt jeine Unschuld als erwiesen. Andernfalls steht ihm ein qualvoller Tod bevor, sei es, daß das Gift selbst ihn tötet, sei es, daß Hinrichtung erfolgt. Die Leiche des vermeintlichen oder wirklichen Verbrechers wird im Walde ausgesetzt.

Die Toten leben als Geister fort. Die ganze Natur ist durch das Wesen, das diese Geister treiben, voll des Zaubers. Ihnen gilt das überfinnliche Empfinden und Vorstellen des Negers. Die großen Holzfetische, die etwa auf dem Dorfplatz aufgestellt werden, die Amulette, die man am Leibe trägt, die mancherlei Gegenstände, die auf Pfaden hingelegt werden, haben alle den Zweck, die Geister zu besänftigen, zu beschwören, den bösen oder guten Zauber wirken zu machen. Ein Stand von Zauberern, die zugleich die primitive Arznei- und Wundbehandlungskunde innehaben und ausüben, ist neben dem Stande der Häuptlinge mächtig im Lande. Der eigentliche Gottesglaube ist ihnen fremd, und das Christentum fände als etwas völlig Neues und keinen alten Anschauungen Widersprechendes leicht Eingang, wenn nicht von



Aus Liberia. Wollbaum in Freetown, Grand Bassa.

der Mandingoseite her eifrig für den leicht faßlichen Jeslam gewirkt würde.

Ein Stamm der Liberianer hat sich seit einem Jahrhundert etwa aus diesen altertümlichen Lebensverhältnissen wesentlich emporgearbeitet. Das sind die Kru. Sie haben sich an den Dienst bei der europäischen Schifffahrt gewöhnt. Ihre jungen Leute verdingen sich an die Kauffahrteischiffe der Westküste als Schiffsknechte und bringen oft Monate, Jahre in der Fremde zu. Durch die regelmäßige ins heimatliche Dorf zurückgebrachten Ersparnisse und Kenntnisse der Migranten ist das ganze Völklein zu einer höhern Stufe des Wohlstandes gelangt. Unter ihnen macht die Mission rasche Fortschritte.

\* \* \*

Dies alles ist bloß ein sehr dürftiger Ausschnitt aus Büttikofer's Reisetagebuch; wir können nur wünschen, daß sich der eine oder andere Leser anregen läßt, das reichhaltige, zuverlässige und fesselnd geschriebene Buch selbst zur Hand zu nehmen.

Wie nun kam unser Landsmann zu solcher Reise- und Forschertätigkeit in dem fernen Lande? Welches sind seine persönlichen Schicksale vor, während und nach seinen Liberiareisen? Es ist ein schlichtes, geradeaus, aber aufwärts gerichtetes Leben — in welchem einige ferne Reisen immerhin Abwechslung genug erzeugen — das wir kurz zu erzählen haben.

Johann Büttikofer ist ein bernisches Lehrerkind. Sein Vater Jakob stammte aus Kernried (Fraubrunnen) und war 1850, als sein ältester Sohn Johann geboren ward, Lehrer zu Ransflüh im Emmental. Inkwil bei Herzogenbuchsee, dessen kleines, schilfumwachsenes Seelein zu den Pfahlbauerstationen gehört, ward des Knaben Heimatort; denn dorthin siedelte die Familie für die Folgezeit über. Johann sollte des Vaters Beruf ergreifen; doch vor dem Eintritt ins Staatsseminar Hofwil hatte er das Glück, während eines vollen Jahres im Berner Jura sich der Erlernung der französischen Sprache widmen zu können. Vom zwanzigsten bis sechsundzwanzigsten Altersjahre amtierte Büttikofer als Lehrer in Grafwil; dort aber, unweit des Vaterhauses, bildete sich in ihm seine tiefe Neigung zu den Naturwissenschaften, besonders zu Zoologie und Botanik aus und wurde bestimmend für sein ganzes weiteres Leben. Im sechsten Jahre seiner Lehrtätigkeit zog es ihn weg aus der Enge der ländlichen Verhältnisse, näher heran an die freie Welt und Wissenschaft. Er kam nach Bern, besuchte die Vorlesungen Professor Theophil Studers und erlernte bei Papa Grimm am Naturhistorischen Museum das Präparieren des Tieres. Das ergab zwei eigenwillige, gewiß zielbewußte Studierjahre. Jetzt stand ihm Ludwig Rüttimyer, damals schon in Basel, zur weiteren Laufbahn zu Gevatter. Denn auf dessen Empfehlung hin erhielt Büttikofer 1878 eine Assistentenstelle bei Professor H. Schlegel am Zoologischen Reichsmuseum in Leiden.

War es die mächtige, gesundheitstrogende Gestalt des jungen Berners oder dessen bald verratene Reiseeifersucht selbst, die des alternden Professors Gedanken anregten, genug, schon im folgenden Jahre entsandte Schlegel auf eigene Kosten seinen neuen Assistenten auf eine große zoologische Forschungs- und Sammelexpedition nach Liberia.

Von dem Holländer Sala als Gehilfen begleitet, reiste Büttikofer im November 1879 aus. Ein Kaufahrteisesler brachte die Reisenden nach Sierra Leone und Monrovia. Büttikofer war sich der Tragweite seines Auftrags wohl bewußt. Es galt zwar vor allem die Kunde der westafrikanischen Tierwelt zu bereichern, doch dies in einem Gebiete, wo noch kein Europäer den Fuß tiefer ins Innere gesetzt hatte. Von Anfang an verzichtete er auf die Ausführung von großen Gewaltmärschen, nahm er sich vor, an geeigneten Stellen Jagdstationen zu längerem Aufenthalt für regelrechte Sammler- und Beobachtertätigkeit anzulegen, doch schwebte ihm mit Recht der Gedanke vor, soweit als möglich ins unbekannte Innere vorzudringen, um auch als Entdecker die vorhandenen Kräfte einzusetzen. Dabei gedachte er die bereisten Strecken auf einfache Weise topographisch aufzunehmen und hat dies dann auch später immer ausgeführt.

Nach kurzem Aufenthalt in Monrovia, der zur Anknüpfung von Bekanntschaften und Herstellung freundlicher Beziehungen zu den schwarzen Erzellenzen benutzt wurde, ging unser Reisender an die seiner harrende schwere Arbeit. Ein erster großer Reisezug sollte ihn dem

St. Pauls River entlang zum Mandingolande hinauf führen. Doch dies nur, soweit es sich mit dem Hauptzweck des Unternehmens vereinbaren ließ. Mit kühnem Wagemut zog der Forscher ins Unbekannte — reich an wundervollen Eindrücken und neuen Kenntnissen, aber auch an Erfahrungen trüber Art, mußte er nach vielen Monaten den Rückweg an die Küste antreten, ohne jenes rätselhafte Hochland erreicht zu haben. An günstig gelegenen Punkten am Ufer des großen reißenden Urwaldflusses hatte er Jagdstationen eingerichtet. Beide Male in der Gemarkung eines Negerdorfes, um sich der Mithilfe ihrer Bewohner bei der Sammelstätigkeit bedienen zu können. Da gab es harte Arbeit. Tag für Tag wurden die Wälder, die wenigen Richtungen, die Flußläufe durchstreift. Selbstverständlich, daß auch jeder Tag seine Ausbeute brachte, wenn auch nicht allzu häufig jene Tiere, die unsere Phantasie beschäftigen, dem gewandten Schützen Gelegenheit gaben, seine Kunst zu zeigen. Denn zurückgewichen ist aus diesen küstennahen Gebieten schon längst die Großzahl der auffallenden größern Tiere.

Nur selten betrachten unsere Jäger staunend die durch dickes Astwerk glatt durchgestampften Spuren des Elefanten, ohne die Tiere selbst je zu Gesicht zu bekommen. Erst nach langem Wandern gelingt es ihnen, mit Hilfe der Eingeborenen das seltene liberianische Flußpferd aufzutreiben; ebenso spät zeigt sich der Schimpanse im Museum und der lebenden Menagerie der Jagdhütte. Ein gewaltiges Exemplar der *Python sebae*, einer Riesenschlange, erlegt Büttikofer zum maßlosen Staunen der mitgelaufenen Neger eigenhändig, mit Hilfe einer aus Europa mitgebrachten Rundzange mit Schleifring zum Zuklappen. Das Tier ist in einen liegenden hohlen Baumstamm gekrochen. An der Eingangsstelle scheuchen es die Neger mit ihren Waffen auf, und zur Seite des Ausgangsloches kniet der Sammler mit seinem Instrument, dem er noch ein großes mit Cyankalium versehenes Glas zugefellt. Mit einem furchtbaren Ruck erscheint der Kopf des Tieres — da schlüpft schon die Zange an seinen Hals und das Glas über die Schnauze, während der schwere Mann mit aller Kraft auf die Zangengriffe kniet. Wie furchtbar auch ihre

Anstrengungen sind, die Schlange ist elend gefangen und wird festgehalten, bis kein Leben mehr in ihr ist.

Aber derartiges ist rasch vorübergehende Episode im Waldleben des gewissenhaften Forschers, dem das äußerlich Kleinste im Reiche der Natur so wichtig sein kann wie das Größte.

Schlimmes erlebt Büttikofer auf dieser ersten und größten Reise mit den Eingeborenen. Die betrachten die Fremden als willkommenes Ausbeu-

tungsobjekt. Willig und wohl mit ungeheurer Freude wird der Naturforscher empfangen; tagaus tagein gibt es etwas von ihm zu erbetteln und zu erpressen, zum Abschied und anlässlich des Transports wird er bestohlen.

Ein böser Feind ist der Hunger. Wenn, wie damals, die Regenzeit mit Heftigkeit auftritt, so verzieht sich alles jagdbare Getier, faulen die Früchte des Waldes wie die Knollen in den Negersfeldern. Auch um hohen Preis ist nichts mehr aufzutreiben.

Aber den Sieg über Willensstärke gewinnt allein — das Fieber. Einer um den andern der beiden Weißen fällt ihm anheim, ein erstes, ein zweites, viele Male. Es versetzt den Kranken in tagelange Delirien. Kaum hergestellt, packt doch immer noch den Europäer bei jedem abendlichen Regenguß der Schüttelfrost. So muß der Rückzug zur Küste angetreten werden. Nun wird ein zweiter Angriffspunkt der Forschung am westlich gelegenen Grand Cape Mount gewählt und die nähere und weitere Umgebung des prächtigen großen Strandsees Fisherman Lake durchstreift und durchforscht. Aber hier erliegt Sala den sich wiederholenden Fiebern und kommt auch Büttikofer so herunter, daß ihm nach fast dreijährigem Aufenthalt als einzige Rettung die schleunige Rückkehr nach Europa angeraten wird.

Schweizerische Heimatluft und Aertzkunst stellt den Forscher im Laufe des Jahres 1882 einigermaßen wieder her. Schon im folgenden Jahre kann er nach Leiden zurückkehren, wo er bald darauf, nach dem Tode seines verehrten Chefs, Professor Schlegel, an dessen Stelle zum Kurator der ornithologischen Abteilung des Museums gewählt wird.

Schon 1886 finden wir Büttikofer, diesmal assistiert von einem Landsmanne, dem Solothurner Stampfli, der als guter Schütze und angelernter Präparator wertvolle Dienste zu leisten imstande ist, zum zweiten Mal auf der Ausreise nach Liberia.

Noch mehr als das erste Mal tritt jetzt die zielbe-



Haus Liberia. Haus des Häuptlings Jaa Danby in Moobarra, Sinoe, mit auf das Dach gebauten Schlafstellen.



wußte Forschertätigkeit in den Vordergrund. Noch weniger als zuvor vergeudet Büttikofer seine gereiften Jahre an tollkühne Entdeckungszüge, wohl wissend, daß das ein Ding für sich bleiben muß. Aber groß sind diesmal die Erfolge des Fachmanns. Auf das ganze Küstengebiet dehnt er nun seine Expeditionen aus. Zahlreiche Arten der afrikanischen Fauna tragen fortan die Namen Büttikofer, Stampfli, Sala.

Das Geheimnis des Erfolgs liegt zum guten Teil in Büttikofer's Kunst, die Eingeborenen zu behandeln. Auf der ersten Reise hat er in dieser Hinsicht seine Lehrzeit gemacht; frei von Illusionen, als ein Kundiger tritt er diesmal dem braunen Mitmenschen gegenüber. Vor ihm her geht der Ruf des trefflichen Schützen, des großen Tierjammers, der getane Arbeit und überbrachtes Sammelgut gerecht zu belohnen weiß, der den Neger in dessen eigener Sprache scherzend oder ernst anzureden versteht. Er gewinnt Freunde und treue Diener unter ihnen. Die Zuneigung und Vertraulichkeit ganzer Dorfschaften weiß unser langer Schweizer im Fluge zu gewinnen, indem er mit den Kindern ein Weilchen narrt und so gut, so gut versteht, daß auch die Erwachsenen dorthin im Grunde noch Kinder sind. So aber wird Büttikofer in Liberia auch zum erfolgreichen und verdienstvollen Ethnographen, als den ihn seine ausgezeichneten Schilderungen ausweisen.

Johann Büttikofer steht noch in der vollen Kraft seiner Jahre; wir wollen daher aus seiner weitem Lebensbahn nach dem Abschluß der zweiten Liberiareise nur noch das Wenigste erwähnen.

Es kam für ihn die Zeit der Ernte an Ehren und neuen Betätigungen. Er war ohne eigentlichen Studiengang im gewöhnlichen Sinne unter die Männer der Gelehrtenrepublik eingetreten. Im Jahre 1893 durfte er die niederländische wissenschaftliche Expedition nach

Zentral-Borneo als Zoologe begleiten. So erweiterte sich seine Weltkenntnis, und die Wissenschaft verdankte ihm von nun an außer speziellen Darstellungen mancherlei Bereicherungen der Tiergeographie. 1895 ernannte ihn die Berner Universität zum Doktor honoris causa. Zwei Jahre darauf erhielt er seine jetzige Stellung als Direktor des Zoologischen Gartens in Rotterdam. Von Liberia erhielt er den einzigen existierenden, nur selten verliehenen und kostbaren Orden der African Redemption, ein Zeichen, daß dort unten sein Werk und seine Persönlichkeit hoch geschätzt werden.

Hat nun wohl auch unseres Landsmannes Wanderleben seinen Abschluß gefunden, so ist ihm das Glück einer Lebensaufgabe beschieden, die ihn stetsfort in den lebhaftesten Beziehungen mit der großen Natur erhält. Der Rotterdamer Tiergarten ist ja einer der schönsten seiner Art. In einem weiten Park hochragender Bäume, buschumwachsener Wasserbecken und Rasenteppiche, wie man sie fast nur in Holland zu bereiten versteht, ist das Tierreich beider Welten, ist aber auch die exotische Pflanzenwelt in glänzender Weise vertreten und untergebracht. In den Bäumen, die sich über Raubtierkäfigen wölben, nisten zahlreiche freiwillige Gartengäste, europäische Reiher, Saatkrähen usw. Hier waltet Büttikofer unermüdet seines Amtes als Sammler, Pfleger und wissenschaftlicher Interpret der ihm anvertrauten Schützlinge. Fast alljährlich nimmt er als Delegierter holländischer Gesellschaften an zoologischen Kongressen teil. In den hohen Gelehrtenkreisen von Leiden und Rotterdam nimmt er eine geachtete Stellung ein: er macht im neuen Vaterland dem alten alle Ehre. Aber zäh hängt er an der Heimat. Jahr für Jahr bringt er einige Wochen im bescheidenen ländlichen Heim der Seinen zu und durchwandert unsere Berge. Johann Büttikofer verdient es, daß die Heimat seiner gedenkt.

Dr. Hermann Walser, Bern.

## Tropische Landschaft.

Unter Palmen ist das Haus versteckt.  
Reglos liegt das Wasser, drin die Glut  
Heißer Mittag-Sommer-Sonne ruht —  
Und kein Hauch ist, der die Stille weckt.

Horch, da tönt's wie heller Ruder Schlag!  
Durch die Palmen fährt ein sanfter Wind,  
Wundert sich, was das für Menschen sind —  
Und schlaftrunken regt sich leis der Tag.

Aber fröhlich streicht das Boot dahin,  
Blaue Augen spähen nach dem Haus,  
Schwarzbraun Mägdlein steckt den Kopf heraus —  
Und sie winken im Vorüberziehen.

Silvia Erzinger, Zürich.

## — ❧ Malaria ❧ —

Nachdruck (ohne Quellenangabe)  
verboten.

Ein Nachtbild aus Arkanjas, von Hulda Grivelly, New-Market.

Eine wunderschöne Nacht ist's im Frühommer, der junge Mond schon verschwunden, die Finsternis durchleuchtet vom Sternenglanz und von Tausenden fliegender Leuchtfläferchen. Das wogt hinauf und hinunter, durch Gebüsch ins undurchdringliche Perennengras, dann wieder in die Höhe, ins Gezweige der Bäume, über die dunkeln Wasser des Teiches. Lautlose Stille überall, lautlos, soweit es Menschen betrifft. Wohl musizieren nachtschwärmende Insekten, läßt auch der Bullfrosch sein melancholisches „Muh, Muh“ ertönen, und vom tiefer gelegenen Weidplatz her klingt der verschlafene Ton einer Ruhglocke. Dort

ruht Boffy, wehrt allzu zudringliche Mosquitos von sich ab, was die Glocke in Bewegung setzt, und verfällt dann wieder in beschaufliches Sinnen, in friedliches Kauen. Es könnte die neuerkaffene Gotteswelt sein vor dem Werden des Menschen, so wenig treten des Menschen Werke aus dem zauberischen Dunkel der Nacht hervor. Das Dufte der Rosen aus dem nahen Garten ist stärker, durchdringender in der Nachtschwüle, wenn kein Lüftchen sich regt. In grauen Nebeln, verschwommen in der Finsternis, liegt tiefer und weiter die verschumpfte Ebene des Mississippiflusses. Von dort her steigen schwüle Schlamme